

„Daphne, verzeih mir!“

Erzählt von Gerhard Steinbauer

Meine musikliterarischen Kenntnisse waren damals - ich mochte sieben oder acht Jahre zählen - noch zu gering, als daß ich schon aus der Programmankündigung hätte schließen können, daß diesmal wieder ein Konzertereignis besonderer Art bevorstand. Ein anderer Umstand jedoch wies schlüssig darauf hin. Der nämlich, daß ich diesmal außer der dickleibigen Partitur ein Stadtköffchen zu tragen hatte, das ein blendend weißes, bügel-frisches Frackhemd und den dazugehörigen Kragen enthielt. Es war mir inzwischen ge-läufig, daß diese mütterliche Vorforge nur getroffen wurde, wenn im Ablauf des heimischen Musiklebens eine große Stunde geschlagen hatte. Mein Vater, der ein temperamentvoller Dirigent der romantischen Schule war, gab sich dann bei dem Bemühen, aus Chor, Orchester und Solisten letztes herauszuholen, um dem Willen des Genius nach bestem Ver-mögen gerecht zu werden, so sehr aus, daß es erforderlich werden konnte, während der Pause in dem Stübchen hinter dem Solistenzimmer schnell das durchgeschwitzte Hemd samt Kragen zu wechseln.

Es wurde Beethovens »Missa solemnis« gegeben. Als der letzte Klang verschwabt war und mein Vater mit einem entrückten Lächeln den Taktstock sinken ließ, wurde ihm unter dem Jubel der Zuhörerschaft ein großer Lorbeerkranz überreicht. Es war gewiß nicht der erste, vielmehr zierten stets deren mehrere die Wände in seinem Studierzimmer, und wenn beim österlichen Hauspuß dieser oder jener Kranz den Erfordernissen der häuslichen Hygiene geopfert wurde, so blieben die hellen Ringe auf der Tapete nie lange sichtbar. Dieser Lorbeerkranz jedoch ist mir vor allen anderen im Gedächtnis geblieben, weil mir auf mein Drängen zum ersten Male erlaubt worden war, ihn nach Hause zu tragen. Partitur und Köfferchen mußte ich einer meiner Schwestern abtreten. Ich hätte das Buch unter anderen Umständen nicht gutwillig hergegeben, denn der gewichtige Band mit dem goldenen Namenszug eines Großen auf dem Einbanddeckel und der verwirrenden Fülle geheimnis-voller Zeichen in seinem Innern gab mir das Gefühl, ein Mitwirkender der musikalischen Feier, ein Gehilfe meines Vaters - und nicht der geringste - zu sein. Der Kranz jedoch machte mich zum Teilhaber seiner Ehren. Und da ich in der Darreichung des Lorbeers nicht nur eine Ärtigkeit der Musikfreunde, sondern das Gelöbnis immerwährenden Gedenkens erblickte - von der Vergeblichkeit der Welt wußte ich damals noch nichts -, so fühlte ich, indem ich die beglückende Last des grünen Gewindes der genaueren Sinnbildlichkeit wie des bequemerem Tragens wegen mir um den Hals hängte, mich aufs innigste in den Kreis unsterblichen Ruhmes gezogen. Mit Inbrunst sog ich den würzigen Duft des Laubes ein, und wenn ich auf diesem Heimwege ein wenig schwankte, so war es sicherlich nur zum ge-ringeren des Gewichtes wegen, zur Hauptsache aber im Rausche des Ruhms, der mich trunken machte.

Meine Mutter, welche die Gabe besaß, mit einem Blick ihren Kindern auf den Grund des Herzens zu sehen, ward meiner Bewegtheit inne. Sie verstand es, solche Augenblicke, in denen die Kindesseele wie ein frischer Acker aufgebrochen und empfängnisbereit daliegt, zu nutzen, um den Samen einer tieferen Erkenntnis in sie zu versenken. Daheim durfte ich noch ein halbes Stündchen bei ihr sitzen. Sie strich mir das Haar aus der heißen Stirn, sah mir ins Auge und mochte dabei wohl gewahr geworden sein, daß in dem üppigen Beete der Ruhmesfeeligkeit, das mir erblüht war, auch das Unkräutlein der Hoffahrt keimte. So machte sie sich sogleich daran, es zu jäten. Denn nichts wollte sie in ihrem Seelengarten weniger dulden als dies. Sie hielt die Hoffahrt für die Mutter allen Übels. Später, als ich zu Verstand gekommen, hat sie mir das einmal erklärt. Die Hoffahrt, sagte sie, verstelle der Selbstprüfung das Licht, welche die wichtigste der bildenden Kräfte im Menschen und dazu bestimmt sei, über seine Treue zu sich selbst zu wachen. Mit ihrem falschen Prunk lasse sie ihn schließlich vor sich als ein ganz anderer erscheinen, der er in Wahrheit ist und als den ihn die Mitwelt sieht. So werde die Hoffahrt schuldig daran, daß sich der Mensch aus der Gemeinschaft der Herzen löst und am Ende ohne Freunde dasteht. Das aber sei das Schlimmste, was ihm geschehen könne.

An jenem Abend nach dem Konzert war es freilich nur ein zarter Keim dieses Unkrauts, den die mütterliche Hand behutend auszapfte. Die Mutter sprach zu mir von der Vergänglichkeit, mit der Gott das meiste versehen habe, dem sich Eifer und Mühen des Menschen hingeben. Jedes Ding, ich möge mich umsehen, wo immer ich wolle, habe sein Maß, sein Gewicht und seine Frist. Wenn man das einsehe, so sei man auf dem Wege, ein zufriedener Mensch zu werden, der sein Glück darin finde, getreulich die täglichen Pflichten zu erfüllen. Wer aber nach ewigem Ruhm süchtig sei, der stoße sich immer wieder an den Grenzen wund, die dem irdischen Wirken nun einmal gesetzt sind. Das meiste dessen, was in der Gegenwart als Ruhm gefeiert werde, sei schon morgen oder übermorgen verblaßt und werde bald gar nicht mehr angesehen. »Guck dir die Kränze dort an, diese Schleife hier und die dort waren im vorigen Herbst noch so leuchtend rot wie das Band um den frischen Lorbeer, den du heute heimtrugst, - wie verblaßt, wie unansehnlich sind sie jetzt! Freilich, sagte die Mutter, es gebe einen Ruhm, welcher die Zeiten irdischer Rechnung überdauert. Aber er werde nur wenigen Menschen zuteil, und niemals solchen, welche danach jagen. Vielmehr flechte die Welt nur denen den Lorbeerkranz währenden Ruhmes, die ihr zuvor Ungewöhnliches, überragend Schönes und Edles geschenkt haben, wozu Gott diese wenigen aber besonders berufe und mit Kräften versehen. Dessen jedoch werde die Welt oft erst inne, wenn die irdische Bahn der Großen längst beendet ist. Ein Lorbeerkranz - so schloß die Mutter -, welcher dem Lebenden gereicht werde, sei deshalb kein Unterpfand immergrünen Gedenkens, und niemand sei sich dessen in herzhafterer Bescheidung bewußt als der Vater.

Die Mutter mochte, als sie so zu mir gesprochen hatte, bemerkt haben, daß sich auf den Glanz meiner Begeisterung der Reif der Ernüchterung und des Enttäuschens gelegt hatte. In ihrem erfinderischen Sinn hatte sie bei solchen Gelegenheiten immer gleich ein Mittel zur Hand, um den Kindesinn unmerklich in andere Gefilde zu lenken und das Kindesgemüt wieder blank zu putzen, - eine Legende, eine Anekdote oder dergleichen. Sie wolle mir, sagte sie liebevoll, nun noch - ein weiteres Viertelstündchen sei dafür genehmigt - eine Begebenheit aus alter Zeit erzählen, in welcher eben dieser Lorbeer eine wunderbare Rolle gespielt habe. Sie sprach vom Lande der Hellenen. Vor Zeiten habe es dort außer Gott und den Menschen noch Wesen gegeben, die gewissermaßen zwischen ihnen standen. Sie vermochten mehr als die Menschen und manch Wunderbares; darum wurden sie Götter genannt. Jedoch sie waren nicht allmächtig wie der Eine, und da sie überdies wie Menschen fühlten, so wurden sie oft in das Gerank irdischer Geschehnisse, Umstände und Irrtümer verstrickt. Da war Apollon, der Gott des Lichtes, schön und strahlend und immer beschwingter Laune. Er liebte Gefang und Saitenspiel wie alle Künste, und wer unter den Menschen darin etwas vermochte, von dem sagte man, Apollon begünstigte ihn. Da diesem Gott nun eines sommerlichen Tages Daphne, die schönste der Nymphen, begegnete, entbrannte er in Leidenschaft und wollte sie, obgleich sie ihm widerstrebte, gewaltsam gewinnen. Sie floh, doch er verfolgte sie mit Ungestüm. Da rief sie in ihrer Not die Göttin Hela, die Beschützerin der Frauen, an. Hela erhörte sie, und eben in dem Augenblicke, da Apollon ihr so nahe gekommen war, daß er sie zu greifen meinte, verwandelte sie Daphne in einen Lorbeerbaum, so daß der ungestüme Gott vorüberlief, ohne sie zu erkennen. Und da eine Nymphe nicht sterblich ist wie ein gewöhnlicher Mensch, so blieb der Baum immer grün. Er grünt wohl heute noch an einer Straße oder in einem Hain im alten Lande der Hellenen. -

Wenn zwar mir in dem frischen Kranze in meines Vaters Studierzimmer nun nicht mehr der Höhenrausch des Ruhmes horstete, so blieb mir aus der Mutter Erzählung doch Unsichtbares und Geheimnis im Lorbeer verwahrt.

An einem Sonntagnachmittag lag ich, vom Vater unbemerkt oder doch längst vergessen, wie so oft unter dem Flügel hingestreckt und lauschte seinem Spiel. Da sah ich, lichtigem Gewölk entsteigend, den Sonnengott Apollon hinter meinen Vater treten. Wer anders auch konnte mit strahlendem Blick den Vater erleuchten, also daß er aus dem starren schwarzen weißen Einerlei der Tastatur die buntesten Farben, die leuchtendsten Melodien, die behendesten Figuren und erhabensten Akkorde hervorzauberte!

Und ich sah geschlossenen Auges den Lorbeerkranz die Blätter regen. Ein Rauschen hob sich daraus auf, und aus dem Oval des immergrünen Gewindes - blickte da nicht ein Augenpaar von tiefem, feuchtem Glanze auf uns herab? Jetzt entschleierte sich das Bild Schicht um Schicht. Ich sah die Stirn marmorweiß sich wölben, von dunklem Gelock umrahmt. Nun formten sich die schmalen Wangen, das anmutig gerundete Kinn, und darüber

blühte rot, taufrißch der Mund. »Daphne!« flüßterte ich im Schauer der Mitwifferschaft. Da wandte sie mir ihr Antlitß voll zu, und mit freudigem Erftaunen gewahrt ich, daß es die Züge eines Jugendbildniffes meiner Mutter trug, das ich fo fehr liebte. Der Zauber ihrer Schönheit ließ mich erbeben.

Aber nun mußte wohl auch Apollon die Nähe Daphnes, da sie sich fo unverhüllt zeigte, fühlen. Mit heißem Blick sah er über meines Vaters Haupt hinweg. Mein Vater schien die Glut zu fpüren, er beugte sich tief über die Tasten, und sein Spiel brandete jäh auf. In heißer Leidenschaft stürmte es dahin. Niemand konnte ahnen, wo diese wilden Läufe und Passagen einmal enden, wann die Glut der Bäfte und der wehe Auffchrei im Diskant einmal zur Ruhe kommen würden.

Da ergriff mich Angst um Daphne, und ich sprang mit jäher Bewegung unter dem Flügel hervor, sie zu warnen.

Mein Vater blickte erftaunt auf, und sein Spiel glättete sich im Nu. An der Wand der Lorbeerkranz hing ohne jedes Zeichen des Besonderen da, ein leerer Rahmen. Jedoch ein paar Blätter zitterten, und ich vermeinte ein Raufchen zu hören, das nun langsam in sich selbst verfanke. -

Ein Jahr oder zwei gingen darüber hin. An einem Sonntagmorgen beauftragte mich die Mutter, von dem welken Kranz in Vaters Studierzimmer einige Blätter zu pflücken. Es gehörte zu den häuslichen Gewohnheiten - zu jener Zeit noch, als meinem Vater Kränze aus frischem Lorbeer und nicht wie in späteren schlechten Zeiten aus präpariertem Eichenlaub gewunden wurden -, sie nach einiger Frist, wenn sie, die »immergrünen«, nun doch graubraun und brüchig geworden, als Gewürzbeigabe zum sonntäglichen Braten zu nützen. In unserm kinderreichen Hause standen eben ideelles Streben und praktischer Sinn in herzhaftefter Nachbarschaft. Der Vater diente den Mufen, die Mutter sorgte für das, was Leib und Seele zusammenhält, und würzte den Alltag wie den Sonntag, - den letzteren auch mit dem Lorbeer aus Vaters Kränzen, jedoch sie wartete erst, bis er welk geworden. Zu diesem Zeitpunkt war dann wohl auch die Dankbarkeit für die Spende eines musischen Festes, als deren Ausdruck der Kranz einst dem Vater hingereicht worden war, längst verfunken und dem Gedächtnis der Mitwelt entschwunden. Was dann noch Halt an einem welken Kranze hätte suchen wollen, das hätte nichts anderes sein können als Hoffahrt, und die war im Hause meiner Eltern nicht geduldet.

Das dämmerte auch mir, als ich nun in des Vaters Studierzimmer hinauffstieg, den mütterlichen Auftrag zu erfüllen und einige Blätter des hellenischen Lorbeers für die Küche zu pflücken. Jedoch ich tat es nicht ohne ein Lächeln der Verlegenheit, und ich sagte leise, so daß es niemand hören konnte, in den welken Lorbeerkranz hinein: Daphne, verzeih mir!

De Ruhr

De Ruhr, se dröimt on spegelkloar
Lacht mi dat Waater aan;
Et schwämmt en Stöck vam Hemmel dren,
Met Lämmervolken draan.
De Sonn, se oigelt bowen raff,
On spegelt Fier on Pracht,
Aß Rosen, de ut Knospen sich
Befreiten över Nacht.

Net ömmer eß de Ruhr fo stell,
Oer Puls dä hät Gewecht.
De Well rollt schümend op on aff,
Wann Stormm wecht öhr Gefecht.
Grad aß min Hatten, einmol schlecht
Et ruhig, reein on kloar;
Doch - störm et dörch de Oaddern mi -
Dann eß et net merr woehr.

Heinrich Sehr.